

Kraft

Roman in zwei Bänden von Fritz Mantzner

(26. Fortsetzung)

Jetzt hatte van Tenius ernstlich Luft, sich zu beschweren. Nichts wollte klappen. Die Uhr ging falsch, die Rüge kamen zu spät, die Beamten waren groß, der Bahnhof war zugig, die Reisenden — wahrhaftig, da ging man lieber wieder fort. Man brauchte sich doch nicht von wildfremden Reisenden angaffen zu lassen. Bevor van Tenius ging, fragte er noch nach der Ankunft des nächsten Wiener Zuges. Vor Abends passierte kein Schnellzug mehr. Aber es war immer möglich, daß seine Freunde um halb drei Uhr nach Berlin fuhren, wenn sie etwa in Dresden übernachtet hätten. Unlänglich! Van Tenius ging vorsichtig selbst durch die Stadt nach der Galerie zur Strimma — keine Spur von Wehlichkeit! — und wieder hinaus über die Elbbrücke hinüber, wieder zurück auf die Brüßische Terrasse und wieder hinunter. Endlich war es Zeit, Mittagstrotz zu essen und so ganz zuverlässig und dumm die Zeit totzuschlagen. Van Tenius ging vorsichtig zu Werke und gab dem kleineren Kaffeehaus, ihn langsam zu bedienen. Auf den Zug von halb drei Uhr wenigstens, mit dem Marianne gewiß nicht fuhr, wollte er nicht lauern — wie ein Criminalbeamter mußte er ja den Leuten vorstehen!

Und doch: der drei Uhr stand er wieder da unter der Bahnhofskuppel und machte sein trotziges Gesicht, um sofort groß zu werden, wenn einer der Beamten ihn fragte, was er wollte. Das ging ihm ein offener Schlag, und van Tenius brauchte es keinem Menschen auf die Nase zu binden, was er hier wollte. Luft schnüffelnd, wenn es ihm tauchte. Sein Berliner Arzt hatte ihm Dresdener Bahnhofsluft verordnet. Bum. Da sollte nur einer kommen und fragen!

Über Niemand kam. Niemand vertrieb ihm auch nur mit einer Frage die Zeit. Die schlich nur so hin. Es war schieflich ein warmer Tag geworden, und die Zeit schien noch milder zu sein, als am Morgen. Endlos, endlos. Die Zeiger bewegten sich nicht. Noch zwölf Minuten. Und dann, diese Lüge, plötzlich ist der Zug da, und van Tenius, der ihn später erwartet hatte, mußte laufen, um ihn zu erreichen, bevor ein Passagier aus oder eingestiegen ist. Athemlos langte er an. Aber er hat sich denken können, von Marianne kein Goldbar zu sehen. Es ist ja gar kein Wehrer Schnellzug!

Van Tenius hatte nun ganze fünf Stunden vor sich, in denen sie unbedingt nicht kommen konnte. Fünf Stunden totzuschlagen! Ja, wenn es noch fünf Menschen wären! Fünf Menschen schlägt man eben tot, so gut wie einen, höchstens, das hat man dabei ungewollt auch noch Zeit totzuschlagen. Der reime Vorteil!

Van Tenius beschäftigte seine Phantasie zum ersten Mal seit dem schrecklichen Märztag mit der Tat von damals. Wie lange es wohl gedauert hätte von der Begegnung mit Zepren bis zum Faustschlag und dann wieder bis zur Bestimmung auf sich selbst und dann bis zum Fortschleichen der Uhr. Fünf Stunden gewiß nicht. Gewiß nicht so furchtbare fünf Stunden. ... Van Tenius war auf etwas besonnen, das zu grauenhaft war, um die gemeine Langeweile aufkommen zu lassen. Er konnte sich mit Selbstverwünschungen über seine Schwachheit und seine Unfähigkeit beschäftigen. Aber er hörte nicht auf seine Selbstanklage. Sein besseres Ich hielt ihm Preisreden über seine menschlichen Pflichten und über das Eingige, das ihn befreien konnte von dem Schatten der unseligen Tat, er aber jag dabei seine Taschenuhr, und sein anderes Selbst murmelte: „Mein Gott, mein Gott, erst eine Stunde!“

Es war auch nicht gewöhnliche Langeweile, die ihn so angriff. Rangesweiche konnte er nicht, hatte er kein Lektüre nicht gelernt. Das aber, was ihn von Berlin hierhergetrieben hatte und was ihn in der fremden Stadt umherjagte wie einen Hund auf der Fährte des verlorenen Herrn, das war nicht Langeweile, das war ungeliebte Sehnsucht, heiße vergebende Sehnsucht nach ihr, an der sein Leben nun einmal hing fest saß, fest, unerschütterlich, und die er nun endlich hoffen durfte in das Gewebe seines Lebens hineinzuweben, unverwundbar, sein Eigen.

Mit allen Ränken müßiger Langesweile mit Hilfe von Cafés und Zeitungen, von Einfällen und Streifen brach er sich den Tenius so weit, daß er nur eine Stunde vor Anbruch des letzten Wiener Zuges wieder auf dem Bahnhof war.

Dieses Mal wurde es ernst. Dieses Mal mußte Marianne unter den Reisenden sein. Van Tenius mußte er nicht, wie er das Unrecht fassen sollte, wenn sie nicht kam. Wie ein weißer alter Mann suchte er sich zu beruhigen. Dann kam sie eben morgen oder dann wie sie schon in Berlin. Aber es gelang ihm nicht, sich zu beruhigen.

Aus Belgien

Ausländische Journalisten berichten über Pfingstferien. Eine aus allen Ländern der Welt zusammengewürfelte Gruppe von Journalisten hat die Pfingstferien zu einer Reise nach Belgien benützt, zu der die belgische Regierung, verschiedene Gemeindebehörden und insbesondere unsere belgischen Kollegen geladen hatten. Am Zug ging's zuerst nach Dünkirchen, der wackeren Gestecke, die schon so mandern Sturm getrotzt hat. Dort hatten uns belgische Militärautomobile abgeholt, die teilweise von englischen Damen besetzt wurden. Wir fuhren über das Schladfeld von Ipern nach Ostende, betritten dort aus die ganze belgische Küste mit ihren vielen militärisch interessanten Sehenswürdigkeiten. Ueber Brügge und Gent gelangten wir nach Brüssel, von wo aus ein kurzer Absteher nach Mecheln zum Kardinal Mercier gemacht wurde. Löwen, Lüttich, Namur und Charleroi waren die letzten Etappen unserer etwas ermüdenden, aber äußerst interessanten Fahrt.

Alle französischen Höfen haben einen großen Vorteil vom Kriege gehabt. Sie wurden von den Engländern und Amerikanern vergrößert und mit mannigfachen permanenten Verbesserungen versehen. Dünkirchen macht eine Ausnahme. Während seine Kanäle einen ungeheuren Aufschwung nahmen, fielen in seinem Hafen jeglicher Handelsverkehr. Nicht einmal große Kriegsschiffe liefen an. Die Front war zu nahe. Die Einwohner spürten es auch auf andere Weise. Keine andere Stadt hatte, in Anwesenheit der Großzahl der Bewohner, so mannigfaltige Beschäftigungen durchzumachen. Dünkirchen wurde vom Lande aus, von der See her und aus der Luft bombardiert, und es fällt schwer, ein Haus zu entdecken, das keine Geschloßspuren zeigt. All dieses Ungeheuer ließ die Bevölkerung mit stoischer Ruhe über sich ergehen. Als das große deutsche Schiffsgeschäft in die Stadt schob, lebte jedermann in den Kellern, die man miteinander in Verbindung setzte. Zwischen zwei Alarmglocken ging man den nötigen Geschäften nach. Und man konnte auf den Straßen Kinder spielen sehen, die beim Seulen der Sirenen blitzschnell in den Kellerläden verschwanden. Die Stadt litt juristisch, aber der Mut der wackeren Bevölkerung blieb ungebrochen. Am 17. Oktober 1917 wurde sie an die Tagesordnung der Armeegüter, und in Stadtmappen prangt jetzt der Satz: „Geliebte Stadt, denn der ganzen Nation zum Beispiel.“ Schon 1793 hatte die revolutionäre Pariser Regierung festgestellt, daß Dünkirchen sich ums Vaterland verdient gemacht habe. Und der Feind in diesem Kriege Dünkirchen die höchste Auszeichnung verliehen, die die englische Marine zu verleihen hat. Dünkirchen bezahlte seinen Kaisertriumph teuer. Man fragt sich, ob es sich je wieder zur alten Höhe zurück aufschwingen können. Aber die stämmige Küste ist ja, und der Bürgermeister Leroux, der den ganzen Krieg hindurch der Bevölkerung mit dem Beispiel vorangegangen ist, sprach uns gegenüber die Zuversicht aus, daß Dünkirchen seine Wunden heilen und bald seinen alten Rang wieder einnehmen könnte.

Der Grund warum. — Sie sind der einzige gebildete Mensch in der ganzen Gesellschaft! ... „Nun, als die juristische aufgedommte Dame, die Sie dort sehen, vorhin in den Saal trat, da waren Sie der einzige, der nicht lachte.“ ... „Dah, das hatte keinen guten Grund — ich bin nämlich ihr Mann!“ ... „Druckfehler. Der Student kam ganz erwidert im Bauernhose an und fragte über Durst, worauf er von der Bäuerin mit Wasser gekürzt wurde.“ ... „Se. Excellenz verweilten lange in ungeheizten Vorzimmer und haben sich infolge dessen einen A. A. L. Kopfplattarch zugezogen.“ ... „Ein reisender, herzoglicher Damensloß verließ den Abend.“ ... „Nater A. A. benost funkte in dem Pofal.“ ... „Studentenleben. Hauswirtin (zu dem morgens heimkehrenden Studenten): „Diese Nacht ist ein Telegramm für Sie gekommen, ich glaube, von einem Ihrer Freunde, ich aus der Hauptstadt!“ ... „Student: „Das ist nicht möglich, meine Freunde wissen, wo ich in der Stadt zu finden bin.“ ... „Druckfehler. Redner befragte bitter, daß die Feile unserer Kanen immer mehr in Bergengärten geraten, und die schönen germanischen Bäume immer mehr verschlammten.“

Die Königin von Saba. — Skizze von Edwin Rosenberger. — Zur Zeit, da Wilis, die Herrscherin von Saba, den König Salomo mit ihrem Besuche erfreute, übertrug der König eines Tages der fremden Berufsgenossin für ein Weibchen das Richteramt und trat beiseite, um zu erkunden, mit welcher Waise die Königin Recht und Unrecht den Menschen gütete. Da wurde ein Mann gebracht, der einen Mann erschlagen hatte. „Du getötest also“, fragte die Königin, „daß du den anderen getötest hast?“ „Ja! Ich sprang im Zorn gegen ihn hin. Er hat meinem kleinen Sohne drei Zähne ausge schlagen. Dafür erschlug ich ihn.“ „Du bist Vater. — Wieviel Kinder hast du?“ „Zwölf Söhne.“ „Zwölf Söhne!“ — Die Königin von Saba sah den Mann (nimm an, sieh ihn ohne Geiz für einige Augenblicke zur siebenten Tonne emporheben, von wem man den Kreis der Erdendinge besser überblickt, und sagte dann bedächtig: „Zwölf Menschen hast du das Leben gegeben, einem Menschen hast du das Leben genommen. — Du bist frei. Gehe heim zu deinen Kindern.“ Salomo war verheiratet mit der Tochter des Pharao, und sie war sein einziges Weib. Und da sie sah, daß Salomo ihr sehr ergeben war, ließ sie ihn ihre Herrschaft fühlen, und die goldene Krone, an der die Frau den König führte, schnitt ihm scharf ins Fleisch. Als nun die Königin von Saba zu Salomo nach Jerusalem heraufkam, sah die Tochter des Pharao untrüchlich auf die Fremdlingin, die sich zwischen dem König und der arabischen Fürstin spannt, und schärfer schnitt die goldene Krone ins Fleisch, so daß Salomo weinte. „Was für ein Leid drückt den König“, der weiser ist als alle Menschen?“ fragte die Königin von Saba. Da blühte Salomo ängstlich um sich, ob nicht jemand Kaufker sei, und fragte mit gedämpfter Stimme seinen Kummer. Die Königin von Saba lachte, hob den Zeigefinger und sagte: „Wer mit einer Krone getötest ist, kann sich nicht regen, doch wer mit tausend Krönen getötest ist, ist frei.“ Salomo dachte über den Spruch der Fremdlingin nach, und tags darauf nahm er 999 Weiber: moabitische, ammonitische, edomitische, sidonitische, hebräische und andere, also daß er, die Tochter des Pharao mitgerechnet, tausend Weiber hatte. Und er fand, daß tausend Weiber leichter zu tragen seien, als ein Weib. Die Tochter des Pharao war jortend hochbeglückt, wenn ihr der König im Vorübergehen ein wenig summte. Als einige Tage später Wilis, die Königin von Saba, und Salomo einanderschaute in den großen Hof des königlichen Palastes, in dem sich ein tausend Weiber lustwandeln ließen, sagte Wilis: „O König, ich habe den ersten Mensch gesehen, wäso hätte denn Brufford die Schenke hand in arge Verlegenheit gebracht?“ „Du hast recht, Königin“, meinte lächelnd Salomo, „ich hätte denn doch 976 Rippen zu wenig gehabt.“ Alle wollen leben! Eine hübsche kleine Doktorgeheile erzählt der bejamte schwedische Sumorist Galle. Ein Bauer ist sich unvorsichtig, sucht den Doktor und erhält dort die erforderliche Ratsschläge, wie er sich verhalten soll. „Und nun befinde ich auch ein Rezept“, sagte der Bauer zum Schluß. „Sie brauchen kein“, versteht der Arzt. „O doch! Davon muß der Herr Doktor leben!“ erklärt der Patient. Also gut, er bekommt und hält sein Rezept und bezahlt die seine 5 Kronen. Geht dann zu der Apotheke und läßt sich das Rezept fertigen, denn, so sagt er, Apotheker muß auch leben. Dies gebracht, schüttet er den Inhalt in Flaschen an der nächsten Ecke ab, denn, so schließt er seine Weisheit ab, ich will auch leben! Ein Barbar. „Stelle Dir vor, Alara, heute he ich, wie mein Mann ein Papier aus seiner Brieftasche nimmt und in ein Buch des Schreibrüchlers legt. Kaum war er ins Bureau gegangen, so öffnete ich das Buch, nehme das Papier und lese: „Lieber Schatz, ich weite Dir einen neuen Pariser Gut, daß Deine gier Dir nicht erlaubt, das ungelassen liegen zu lassen!“ Soll ich machen? Den Gut muß ich haben; aber vertragen darf ich nicht. Er ist ein Barbar.“ Die Tasche ist das empfindlichste Organ des Menschen.